Nr. 304. 7. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo" erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt") beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postcatalogs 2795) ohne Bringegeld vierteljährl. M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: C. Heine in Hamburg.

Freitag, den 29. Dezember 1893.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet. Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Abonnements-Einladung.

Mit dem Nahen des neuen Quartals wenden wir uns wiederum an das lesende Publikum, speziell an die Arbeiter von Hamburg und Umgegend, sie zu mahnen, ihrer Pflicht eingedenk zu sein und thatkräftig der Presse ihre Unterstützung zu leihen, die für das Interesse der Arbeiter kämpft.

Das **„Hamburger Echo"** steht seit seinem Bestehen für das Recht der Arbeiter auf den Schanzen. In dem Wachsen unseres Leserkreises sehen wir mit Genugthuung die Anerkennung für unser Bestreben, stets unerschrocken die Interessen der Arbeiter auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet zu wahren und zu fördern. Jedoch ist es nicht genug mit Dem, was bisher geschehen ist. Soll das **„Hamburger Echo"** seine Aufgabe, dem Volke ein Führer und Vorkämpfer zu sein, bis an die Grenzen der Möglichkeit erfüllen, dann muß es noch weit tiefer in die Bevölkerung eindringen, als bisher.

Die geisttödtende Presse, welche unter der Maske der Parteilosigkeit die politische Urtheilsfähigkeit der Menge zu unterdrücken sich bemüht, muß aus dem Heim der Arbeiter verschwinden, an ihre Stelle muß in jeder Hütte, in jeder Dachkammer, allüberall wo Arbeiter wohnen, das **„Hamburger Echo"** treten, das in unerschütterlicher Prinzipientreue stets für die Arbeiter eingetreten ist und ferner eintreten wird.

Heute, wo die Sozialdemokratie unbestritten den Mittelpunkt aller politischen Ereignisse bildet, kann dem Arbeiter nur die Lektüre einer Zeitung frommen welche, wie das **„Hamburger Echo"**, alle politischen Fragen vom streng sozialdemokratischen Standpunkt behandelt, welche den tiefgreifenden wirthschaftlichen Kämpfen der Gegenwart ständig die weitgehendste Aufmerksamkeit widmet und allen das öffentliche Interesse bewegenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur eine vom Standpunkte des uneingeschränkten Rechtes freier vorurtheilsloser Forschung ausgehende Behandlung angedeihen läßt

Das hat sich das **„Hamburger Echo"** immer zur Aufgabe gestellt und wir glauben, sie auch stets nach besten Kräften erfüllt zu haben. Wie bisher wird es auch in Zukunft unser Bestreben sein, den Inhalt unseres Blattes immer reichhaltiger zu gestalten, Vieles zu bringen, um Jedem etwas zu bieten.

Das **„Hamburger Echo"** muß, den Zeitverhältnissen entsprechend, naturgemäß zunächst Kampforgan sein, weil heute mehr als je der Kampf zwischen Kapital und Arbeit auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete die Welt erfüllt, alle anderen Fragen von Tag zu Tag mehr sich um diesen großen weltbewegenden Kampf gruppiren. Darüber soll und wird jedoch nicht versäumt werden, die Mußestunden der Leser durch gesunde anregende Lektüre ausfüllen zu helfen. Arbeiten aus den verschiedensten Fächern der Wissenschaft und inhaltreiche belletristische Werke werden den Lesern in reicher Abwechslung geboten werden. Speziell für die nächste Zeit wird das Feuilleton des **„Hamburger Echo"** seinen Lesern in dem großen sozialen Roman

„Helene",

von der beliebten Schriftstellerin Minna Kautsky, ein Werk von hohem Interesse, beruhend auf eingehender Kenntniß der sozialen Verhältnisse, bieten. Der bis Neujahr erschienene Theil des Romans wird den neu hinzutretenden Abonnenten gratis nachgeliefert. Weitere gesunde und anregende belletristische Arbeiten werden sich anschließen. Für das Unterhaltungsbedürfniß der Leser sorgt im Weiteren die illustrirte Unterhaltungsbeilage

„Die Neue Welt",

welche allen Lesern des „Echo" gratis geliefert wird

So wird das **„Hamburger Echo"** sich ernsthaft bemühen, jedem Bedürfniß gerecht zu werden. Seine Pionierarbeit wird aber erst dann von vollem Erfolge sein können, wenn es in allen Schichten der Arbeiterbevölkerung die **thatkräftigste Unterstützung** findet. **In keinem Arbeiterheim darf in Zukunft das „Hamburger Echo" fehlen.** Jeder Genosse, jeder Leser muß es sich zur Pflicht machen, ihm da, wo es heute noch fehlt, Eingang zu verschaffen.

Jeder agitire kräftig für das „Hamburger Echo"!

Der Abonnementspreis des „Hamburger Echo" beträgt (einschließlich des Unterhaltungsblattes „Die Neue Welt") **36 Pfennig** pro Woche und wird dafür von den Kolportören frei in's Haus geliefert. Das Abonnement bei der Post kostet vierteljährlich **M. 4,20** ohne Bringegeld. Das „Hamburger Echo" ist unter Nr. 2795 im Postzeitungskatalog eingetragen.

Unsere Postabonnenten ersuchen wir besonders, das Abonnement rechtzeitig (mindestens 3 Tage vor dem Quartalsschluß) zu erneuern, um unliebsame Verzögerungen in der Zustellung zu vermeiden.

Die Redaktion und Expedition des „Hamburger Echo".

Die Militärpartei in Deutschland.

○ Es giebt in Deutschland eine große Anzahl von Kosakenblättern, d. h. von solchen Preßorganen, die sich, sei es nun freiwillig oder gegen Baar, den Militarismus zu ihrem Götzen erkoren haben. Sobald sich gegen die ungeheuren Lasten, mit denen der Militarismus ganz Europa bedeckt, die leiseste Stimme der Vernunft erhebt, dann sind die Kosakenblätter im Chor bemüht, den unbequemen Frevler durch einen gewaltigen Lärm zum Schweigen zu bringen. Eine solche widerwärtige Komödie spielt sich in diesem Augenblick ab. In Italien, dessen Finanzen durch die militärischen Ueberlasten vollständig ruinirt sind, und dessen ganzes Staatswesen am Rande eines Abgrundes dahin taumelt, erheben sich Stimmen für eine Verminderung des stehenden Heeres, und bezeichnender Weise befinden sich unter diesen Stimmen auch militärische, die eine solche Verminderung als ganz unbedenklich in Bezug auf die militärische Lage erklären. Die deutschen Kosakenblätter antworten darauf im Chor, es sei bedauerlich, daß Deutschland allein dafür sorgen müsse, die Macht und das Ansehen des Dreibundes aufrecht zu erhalten, die Verbündeten seien nicht eifrig genug mit ihren Rüstungen und wollten keine genügenden Opfer bringen, während Deutschland mit dem hauptsächlichsten Theil derselben belastet sei. Auch Gladstone hat den Mißmuth der Kosakenblätter erweckt, weil er eine Vermehrung der englischen Flotte für unnöthig erklärt hat.

Wenn man bedenkt, daß bei den letzten Wahlen in Deutschland sich die Mehrheit der Wähler gegen die Heeresvermehrung erklärt hat, wenn man ferner bedenkt, daß nur durch eine seltsame Verschiebung der Parteiverhältnisse die geringe Mehrheit für die Militärvorlage hat gewonnen werden können, und wenn man sieht, welche Schwierigkeiten es der Regierung macht, von der Volksvertretung die Mittel für die Heeresvermehrung zu erhalten — dann sollte man doch meinen, die Kosakenblätter hätten es nicht nöthig, den Mund so voll zu nehmen.

Italien will das fieberhafte Tempo der Steigerung der Rüstungen nicht mehr mitmachen, Oesterreich hat es nie mitgemacht und das Deutsche Reich allein treibt vorwärts — oder wenn man will, in Bezug auf den Volkswohlstand auch rückwärts — das ist eine Thatsache, die man etwas näher in's Auge fassen muß.

Wenn der Stein einmal in's Rollen gebracht ist, dann kann er nur schwer wieder aufgehalten werden. Aber der „genialste Staatsmann des Jahrhunderts" hat ihn in's Rollen gebracht. Man pflegte sonst Napoleon III. die Verantwortung für die Lasten des „bewaffneten Friedens" in Europa aufzubürden. Es mag sein, daß der Staatsstreichkaiser die Aera der unerträglichen Rüstungen eingeleitet hat. Sie aber bis zur Unerträglichkeit gesteigert zu haben, dieser „Ruhm" gebührt dem „Herzog von Lauenburg", der durch die Annektion von Elsaß-Lothringen die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland dauernd gemacht, die Franzosen den Russen in die Arme getrieben und Europa in zwei ungeheure feindliche Heerlager verwandelt hat. Um diese Politik „genial" zu finden, muß man nationalliberal-bornirt sein.

Bismarck hatte leider Zeit, sein Werk zu vollenden, und seine Nachfolger sind nicht im Stande, den einmal im Rollen begriffenen Stein festzuhalten. Neue Ideen sind mit der neuen Regierung bekanntlich nicht gekommen und die militärischen Vorurtheile stehen heute allen vorgeschrittenen und kulturfördernden Bestrebungen noch eben so starr gegenüber wie zur Zeit Bismarcks. Unsere Lasten steigen von Jahr zu Jahr und sie drohen das Land zu erdrücken.

Für uns sind Regierungen noch lange keine Autoritäten. Aber es fällt doch einigermaßen in's Gewicht, wenn die Regierungen anderer Länder Heeresvermehrungen für überflüssig, sowie Heeresverminderungen mit Rücksicht auf die finanzielle Lage für zulässig erklären, während man in den leitenden Kreisen bei uns gar keinen Rücksichten zugänglich ist und ohne Schonung der wirthschaftlich gedrückten Volksmassen von einer Neuforderung zur anderen schreitet.

Man spricht so oft von einer Militärpartei in Frankreich, welche zwar nicht äußerlich konstituirt, aber sehr mächtig und thätig sei und welche die Republik zu immer steigenden Rüstungen treibe. Nun, wenn es in Frankreich eine solche Militärpartei giebt, dann giebt es eine solche bei uns erst recht, und sie ist es, welche den beiden anderen Dreibundmächten Vorwürfe macht, daß sie nicht genug rüsten, resp. sich nicht rasch genug zu Grunde richten wollen. Diese Militärpartei scheint in dem Glauben befangen zu sein, daß das ganze Streben der Menschheit sich nur auf Kasernen und Schlachtfelder zu richten habe. Wenn es nach den Wünschen dieser Leute geht, so wird Deutschland bald so weit sein wie Italien.

Aber die Militärpartei bedenkt nicht, daß, wenn auf diese Weise die bürgerliche Gesellschaft völlig unterhöhlt wird, auch der Militarismus an seinem Ende angekommen ist. Eine neue Gesellschaft hat kein Interesse, ihn zu ernähren.

Die Gewißheit, daß sich in Deutschland die treibende Kraft befindet, die keine andere Aufgabe kennt, als die Steigerung der Rüstungen und der Volkslasten, muß den Widerstand gegen die Anforderungen des Militarismus verdoppeln. Wenn die jetzt vorliegenden Ansprüche befriedigt sind, dann werden in kürzester Frist neue erhoben werden, dessen sind wir leider zu sicher. Die leichtgläubigen Menschen, die jedes Mal glauben, der Militarismus sei mit der Bewilligung seiner jeweiligen Forderung „für einige Zeit" befriedigt, werden noch mit Schrecken begreifen, daß das Tempo der Steigerungen immer zunimmt, eine Sache, welche den Einsichtigen schon längst klar ist.

Die Militärpartei rüstet in Deutschland auch weniger gegen Russen und Franzosen, als gegen den „inneren Feind". Sie soll den großen Damm gegen die Emanzipation der Arbeiterklasse bilden. Deutschland hat die mächtigste Sozialdemokratie; darum ist auch der Militarismus in seinen Ansprüchen so unersättlich. Und dennoch ist seine Rolle eine gänzlich verfehlte. Er wird Gewehr bei Fuß zusehen müssen, wie sich die Arbeiter ihre politische Macht erobern.

Von der Weltbühne.

Ueber die Aussichten der Reichssteuerprojekte antwortet die „Germania" gegenüber den Ermahnungen der „Nordd. Allg. Ztg.": „Man kann von den Aussichten der Steuerpläne noch immer nur sagen, daß sie schlecht sind, und auch keine Gründe vorliegen, anzunehmen, sie könnten besser werden, und die „Reform" hat überhaupt keine Aussichten. Daß sogar über die Kosten der Militärvorlage hinaus noch 40 Millionen neuer Steuern zu Ueberweisungen durchzusetzen wären, daran ist gar nicht zu denken. Es bleibt vielmehr noch heute ein Räthsel, wie man diesen Gedanken auch nur hat fassen können in einer Zeit, in der man die größte Mühe hatte, geeignete Projekte zur Aufbringung der 50—60 Millionen neuer Militärkosten zu finden. in einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit zudem, in einer Zeit wirthschaftlichen Drucks und Niedergangs. Selbst bezüglich der Aufbringung der neuen Militärkosten hat noch keiner der Pläne irgend welche Aussichten, außer der Börsensteuer und dem Lotteriestempel. Die Durchsetzung des Stempels auf Checks und Giroanweisungen dagegen ist schon sehr zweifelhaft und an den Quittungs- und Frachtbriefstempel gar nicht zu denken oder höchstens erst bei Beträgen in einer Höhe, daß nur ganz wenig einkommt und Umgehungen (durch Theilung der Beträge, Vermeidung der Quittungen u. s. w.) leicht sind. Auch die Weinsteuer ist, vielleicht mit Ausnahme einer Kunst- und Schaumweinsteuer, aussichtslos, und die Tabaksteuer im Ganzen auch, vielleicht ausgenommen die importirten Zigarren oder sonst die theureren Sorten."

Eine interessante Entdeckung wird nicht verfehlen, allgemeines Aufsehen, speziell hierin Hamburg aber unter den Gewerbetreibenden Entrüstung zu erregen. In vielen Kreisen hat es überrascht, wie Finanzminister Miquel auf den Quittungs- und Frachtstempel wegen der Bedrückung des Mittelstandes und der kleineren Geschäftsleute verfallen konnte. Jetzt erfährt die „Freis. Ztg.", daß die erste Anregung zur Einführung dieser Steuer von einigen großen Börsenherren in der **Hamburger Handelskammer** ausgegangen ist. Diese Herren von der Börse erinnerten sich des Gebets:

„O Du heiliger Florian,
Behüt' unser Haus, zünd' andre an."

Sie veranlaßten die Hamburger Handelskammer zu einer geheimen Eingabe, doch von der geplanten Börsensteuer abzusehen und dafür einen Quittungs- und Frachtstempel einzuführen. Finanzminister Miquel war sehr dankbar für diese Anregung, nahm aber von der Börsensteuer nicht Abstand, sondern brachte einen Quittungs- und Frachtstempel noch dazu in Vorschlag. Aus der Hamburger Initiative erklärt es sich auch, daß das Quittungs- und Frachtstempelgesetz sogleich nach seinem Erscheinen in der „Hamburger Börsenhalle" begrüßt wurde. Jetzt freilich zieht man schiefe Gesichter, nachdem man erfahren hat, daß es nicht gelungen ist, durch die anderen Steuervorschläge die Begehrlichkeit des Fiskus von der Hamburger Börse abzulenken.

An Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern, sowie anderen Einnahmen im Deutschen Reiche sind für die Zeit vom 1. April 1893 bis zum Schlusse des Monats November d. J. zur Abschreibung gelangt: Zölle M. 238 936 088 (gegen denselben Zeitraum des Vorjahres — M. 22 655 267), Tabaksteuer M. 6 529 917 (— M. 410 071), Zuckermaterialsteuer — M. 1 688 300 (+ M. 52 161 946), Zuckersteuer M. 50 957 291 (+ M. 5 221 927), Salzsteuer M. 28 825 125 (+ M. 468 341), Maischbottich- und Branntweinmaterialsteuer M. 3 711 943 (— M. 2 301 992). Verbrauchsabgabe von Branntwein und Zuschlag zu derselben M. 82 865 369 (+ M. 4 985 092), Brausteuer M. 17 716 816 (+ M. 529 673), Uebergangsabgabe von Bier M. 2 389 836 (+ M. 56 618); Summe M. 430 244 085. — Spielkartenstempel M. 830 538 (+ M. 5 701), Wechselstempelsteuer M. 5 466 183 (+ M. 203 684), Stempelsteuer für: a. Werthpapiere M. 1 949 799 (+ M. 34 818), b. Kauf- und sonstige Anschaffungsgeschäfte M. 5 348 829 (— M. 595 848), c. Loose zu: Privatlotterien M. 1 245 504 (— M. 235 890), Staatslotterien M. 4 294 436 (+ M. 58 367), Post- und Telegraphen-Verwaltung M. 166 813 173 (+ M. 7 518 436), Reichs-Eisenbahn-Verwaltung M. 42 449 000 (+ M. 1 890 000).

Die zur Reichskasse gelangte Ist-Einnahme abzüglich der Ausfuhrvergütungen und Verwaltungskosten beträgt bei den nachbezeichneten Einnahmen bis Ende November 1893: Zölle M. 206 202 355 (— M. 32 421 014), Tabaksteuer M. 8 072 323 (— M. 81 463), Zuckermaterialsteuer — M. 1 681 071 (— M. 18 118 625), Zuckersteuer M. 50 610 527, darunter Verbrauchsabgabe nach dem Gesetz v. 9. Juli 1887 = M. 1 371 919 (+ M. 15 554 342), Salzsteuer M. 26 551 976 (+ M. 786 906), Maischbottich- und Branntweinmaterialsteuer M. 8 753 153 (— M. 2 229 750), Verbrauchsabgabe von Branntwein und Zuschlag zu derselben M. 69 074 770 (+ M. 4 293 634), Brausteuer und Uebergangsabgabe von Bier M. 17 085 098 (+ M. 496 506); Summe: M. 384 669 129 (— M. 31 719 464). — Spielkartenstempel M. 765 645 (— M. 651).

Eine Lücke in den Quittungsstempel-Vorschlägen der Regierung beabsichtigt diese, einem süddeutschen Blatte zufolge, auszufüllen. Es sollen nämlich unter die Ausnahmen ausdrücklich noch die auf den Postanweisungen vom Geldempfänger zu vollziehenden Quittungen aufgenommen werden. Hoffentlich wird die Liste der Ausnahmen so sehr erweitert werden, daß schließlich gar nichts mehr von dem Quittungsstempel übrig bleibt.

Es geht was vor, man weiß aber nicht recht was! Die letzten Sitzungen des preußischen Staatsministeriums am Freitag und Sonnabend der vergangenen Woche haben in politischen Kreisen eine gewisse Erregung hervorgerufen. „Solche lange Sitzungen — meint die „Freis. Ztg." — und noch dazu an zwei aufeinander folgenden Tagen, sind durchaus ungewöhnlich. Die Anwesenheit des Reichskanzlers bei beiden Sitzungen deutet darauf hin, daß es sich um eine Reichsangelegenheit von großer Wichtigkeit handelt. Vielleicht um die letzten Entscheidungen über den russischen Handelsvertrag. Möglicherweise versuchen einzelne preußische Minister noch in letzter Stunde, den Handelsvertrag zum Scheitern zu bringen. Dies würde allerdings eine Kanzlerkrisis zur Folge haben." Dagegen schreibt das „Berl. Tageblatt": „Die Vermuthungen, die sich in politischen Kreisen an die lange Dauer und die schnelle Aufeinanderfolge der letzten Sitzungen des preußischen Staatsministeriums knüpften, sind, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, unbegründet. Es ist weder über den russischen Handelsvertrag noch über Maßnahmen in Betreff der die Handelspolitik der Reichsregierung bekämpfenden preußischen Verwaltungsbeamten, vielmehr lediglich über landwirthschaftliche Fragen verhandelt worden. Namentlich die Frage der Errichtung von Landwirthschaftskammern ist einer eingehenden Erörterung unterzogen worden. Wie wir hören, sind die Debatten ohne jeden erregten Karakter in der ruhigsten und sachlichsten Weise geführt worden. Optimistische und pessimistische Hoffnungen, die man auf die letzten Sitzungen des Ministerium setzte, sind sonach, wie man uns versichert, in gleicher Weise hinfällig." Wie die „Berliner Börsenztg." hört, haben die letzten Sitzungen des Staatsministeriums „der Feststellung der Landtagsvorlagen, sowie der Abwicklung der restirenden Geschäfte bei Abschluß des Jahres gegolten. Als ein Zeichen der divergirenden Anschauungen im Schooße des Ministeriums darf es gelten, daß eine Besprechung über den Inhalt der Thronrede noch nicht stattfinden konnte. Der Ernst der Lage tritt naturgemäß am Regierungssitze noch deutlicher und in greifbarerer Gestalt in die Erscheinung, als im Parlamente selbst, und es gehört wenig Kombinationsgabe dazu, sich dies zu vergegenwärtigen." Man sieht, daß die „Informationen" des „Berl. Tagebl." und der „Berl. Börsenzeitung", obwohl beide sich den Anschein eines offiziösen Ursprungs geben, einander vollständig widersprechen. Welche Nachricht die richtige ist, und ob nicht alle Mittheilungen lediglich auf Kombinationen beruhen, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Folgende Weihnachtsgabe widmet das Münchener Bismarck-Organ, die „Allgem. Ztg.", dem Grafen Caprivi:

„Wenn der jetzige Reichskanzler im Beginn seiner politischen Laufbahn vor drei Jahren geglaubt hat, nicht nur einen anderen Kurs steuern zu dürfen als sein Vorgänger, sondern auch mit anderen Mitteln regieren zu können, so scheint er allmälig zu der Einsicht zu gelangen, daß diejenigen Regierungsmittel, welche Fürst Bismarck nach einer 20- und 30jährigen ministeriellen Erfahrung für die richtigen hielt, doch von einem Anfänger nicht ohne Weiteres hätten verworfen werden sollen. Auf dem Gebiet der Presse ist die offiziöse Thätigkeit längst, wenn gleich an Qualität erheblich geringer, so doch an Quantität der zur Zeit des Fürsten Bismarck geübten um das Zehn- und Zwanzigfache „über", und daß auch sonst allerlei Mittel, unbequem gewordene Zeitungen zu beugen, nicht unversucht geblieben sind, ist eine notorische Thatsache. Die angewendeten Maßnahmen sind somit längst nicht nur die gleichen, sondern die verzehnfachten des „alten Kurses", und nur weil die Geschicklichkeit fehlte, ist der Erfolg ausgeblieben. Neben dieser Geschicklichkeit fehlte freilich auch in der Nation selbst der Glaube, daß das Staatssteuer in einer Hand liegt, welche die großen Aufgaben der Zeit zu beherrschen vermag."

Die Bismarck-Verherrlichung gegenüber Caprivi dauert fort. Letzterer ist gewiß nicht unser Freund, aber die Gerechtigkeit erfordert, einzugestehen, daß er ein ehrenhafter Karakter ist. Ueber die Qualität der Politik eines Bismarck beobachteten dessen Organe besser Stillschweigen. Daß die offiziöse Presse unter dem „neuen Kurse" schlechter geworden sei, als sie unter dem Reptilien-Chef Bismarck gewesen, ist eine lächerliche Unwahrheit; sie konnte wirklich nicht noch schlechter werden!

Die energische Bekämpfung des Zentrumsantrages auf Abänderung der Gewerbeordnung durch den von jenem hart betroffenen Buchhandel scheint in dem Kreise der Regierung nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Es geht dies aus einem Leitartikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hervor, in dem der Versuch gewacht wird, einerseits die Gefahren des Antrages für den „soliden" Buchhandel als nicht bestehend darzustellen, andererseits die Art der Bekämpfung zu verdächtigen. Der Artikel der „Nordd. Allgem. Zeitung" beweist aber schlagend, welche Unkenntniß über die Tendenz des Zentrumsantrages noch herrscht. Sollte der Artikel auf regierungsseitige Inspiration zurückzuführen sein, so wäre er ein Zeichen einer beklagenswerthen Verkennung der Wirkungen, die die geplante Beschränkung — richtiger: Unterdrückung — des Kolportagehandels hervorrufen würde. Die „Norddeutsche" ruft pathetisch aus, daß die „Herren Professoren ebenso erstaunt sein werden (wie der Artikelschreiber), davon zu hören, daß jemals Handwörterbücher der Staatswissenschaft zum Objekte des Kolportagebetriebes geworden wären!" Jeder Buchhandlungsgehülfe würde die „Norddeutsche" ob dieses Staunens rektifiziren können. Die in dem Artikel der „Norddeutschen" sich offenbarende Anschauung, daß der Kolportagehandel nur „Kolportage"-Romane vertreibt, ist daher entweder das Ergebniß einer kolossalen Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse oder ein Ausfluß politischer Heuchelei. Alle Statistiken des Buchhandels lehren, daß zwei Drittel der gesammten Buchhandelsproduktion durch Kolportage vertrieben werden und daß dieser Kolportagevertrieb 95 pZt. bestakkreditirte gelehrte und Unterhaltungswerke und nur 5 pZt. Kolportageromane umfaßt.

Wenn nun das Zentrum — oder die Regierung — der Ansicht ist, es sei nothwendig wegen dieser 5 pZt. eine den ganzen Buchhandel schädigende Gesetzesarbeit in Angriff zu nehmen, so wird wohl auch das harmloseste Gemüth sich nicht wundern können, daß gegen eine solche Bedrohung der Buchhandel und die mit ihm in engsten Interessengemeinschaften befindlichen Buchgewerbe, sowie die an dem Absatze ihrer Werke ebenfalls interessirten Schriftsteller, Künstler ꝛc. auf das Energischste Front machen.

Wenn über diese von Berlin und Leipzig, den

Helene.

Roman in zwei Bänden von
Minna Kautsky.
(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

II.

Ein kleiner Beamter — ein Vorbild der Mäßigkeit. Es ist, als ob die Regierungen an ihren eigenen Dienern erhärten wollten, wie wenig ein treuer Unterthan und guter Arbeiter zum Leben braucht.

Auch Joachim Röder, obgleich er bereits fünfundzwanzig Jahre dem Staate diente, zählte noch immer zu diesen Musterknaben. Er wohnte in der Lagerstraße in einem alten Hause mit dunkler Treppe und dunklem Korridor und hatte mit Frau und Tochter und zwei halbwüchsigen Jungen zwei kleine Stuben inne, die schlicht und altmodisch eingerichtet waren, und von denen die eine dem Vater, sobald er aus dem Büreau nach Hause kam, ausschließlich eingeräumt wurde.

Röder war nicht mehr jung gewesen, als er sich entschloß, ein Weib zu nehmen und er blieb auch nach seiner Verheirathung der verschlossene, grämliche Geselle, der sich in seiner Isolirtheit gefiel. Sein Schrank, sein Schreibtisch, seine Bücher waren für die Familie geheiligte Dinge, die als solche respektirt wurden. Er theilte den Mittagstisch mit den Seinen, aber darauf beschränkte sich so ziemlich der ganze Verkehr mit denselben. Sobald er gespeist hatte, begab er sich auf seine Stube, um sich selbst anzugehören und Niemand durfte es wagen, ihn dort zu stören.

So war er es gewohnt, so war es immer gewesen.

Seine Eltern waren biedere Kleinbürger gewesen, denen der „studirte" Sohn den höchsten Respekt einflößte, und die zu ihm wie zu einem höheren Wesen empor sahen. Zwischen ihm und seiner Frau hatte sich ein ähnliches Verhältniß herausgebildet.

Er hatte einst von einer ihm gleichstehenden Lebensgefährtin geträumt, ausgezeichnet durch Feinheit und Bildung, aber dieser Wunsch war ihm unerfüllt geblieben, wie so viele andere.

Seine Elise gehörte zu jenen guten, beschränkten Seelen, die, wenn sie ja einmal Dinge und Verhältnisse in das Bereich ihrer Gedanken ziehen, diese nur oberflächlich zu streifen vermögen.

Sie wußte sich's nicht zu deuten, wieso es kam, daß ihr Mann, der ihrer Meinung nach mehr wußte als der Minister selbst, in seiner Subalternstellung verblieb, während junge Gelbschnäbel weit rascher vorwärts kamen. Sie machte seine Bescheidenheit dafür verantwortlich, die ihn antrieb, sein Licht beständig unter den Scheffel zu stellen, und hielt mit ihren Ermahnungen und wohlgemeinten Vorwürfen nicht zurück.

Sie sah es nicht, wie tief er unter den Demüthigungen und Ungerechtigkeiten litt, die er Jahr aus, Jahr ein zu erdulden hatte, sie hatte keine Ahnung, wie sie ihn innerlich aufbrachten und erbitterten und ihm die Augen schärften für die zahllosen Mißstände in Staat und Gesellschaft und die überhandnehmende Korruption.

Aber da sie nichts von dem begriff, was ihn bewegte und innerlich beschäftigte, achtete er sie gering; er drückte sie immer tiefer herab und degradirte sie selbst vor den Kindern. Zwischen diesen Ehegatten gab es denn nichts Gemeinsames als die Sorge um das tägliche Brot, und kein anderes Behagen, als es gemeinschaftlich mit ihren Kindern zu verzehren. Röder besaß im Allgemeinen eine geringe Meinung von den Frauen, und wie das Männern häufig passirt, die eine einfältige Frau ihr eigen nennen, erschien ihm jede Albernheit der Seinigen, jede ihrer Schwächen als bezeichnend für das ganze Geschlecht und er sprach stets nur im Plural von „diesen Weibern".

So kam es, daß Röder das Kostbarste, mit dem ihn das Schicksal bedachte, nicht zu würdigen wußte, und daß derselbe Mann, der grollend klagte, daß er nicht erkannt und verstanden wurde, verständnißlos an seinem eigenen Kinde, seinem Töchterchen vorbei ging.

Er liebte sie ja, ganz natürlich; aber warum sollte ihr eine höhere Berücksichtigung zu Theil werden, als ein weibliches Wesen verdient? Und so war ihre Erziehung so ungeschickt und ungenügend, so ganz verfehlt nach jeder Richtung hin, wie die der meisten Mädchen des Bürgerstandes.

Sie hatte frühzeitig Proben eines lebhaften Geistes abgelegt, und eine entschiedene Fähigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen bekundet, die er geneigt war, als Vererbung von seiner Seite anzuerkennen. Er selbst hatte zu Ende der sechsziger Jahre, als die russische Literatur die Aufmerksamkeit des gebildeten Westens in ungewöhnlichem Grade erregte, angefangen, russisch zu lernen. Uebersetzungen in dieser Sprache wurden damals gut honorirt und er durfte hoffen, sich dadurch einen Nebenverdienst zu sichern, ohne den er nicht mehr auszukommen vermochte.

Als die Kleine so großes Interesse für die fremden Buchstaben zeigte und sie kennen lernen wollte, hatte er in einer willfährigen Stunde angefangen, sie ihr zu erklären.

Ihre rasche Auffassung machte ihm Spaß; er setzte die Lektionen fort, bei denen er selbst lernte und bald war Helene so weit, dem Papa sein Pensum abfragen zu können, das sie selbst immer schon auswendig wußte. Wohl war ihm einmal der Gedanke gekommen, sie als Hülfsarbeiterin bei seinen Uebersetzungen zu verwenden, und so eine Mitverdienende zu gewinnen, aber bald verwarf er ihn wieder. Das wirkliche Federvieh war ihm verhaßt, seine Lene sollte nicht dazu zählen; überdies war ihm das Lehramt bald lästig geworden, und als eine Erkrankung seiner Tochter eine Unterbrechung ihrer Sprachstudien herbeiführte, wurden sie nicht wieder aufgenommen. Der Vater hatte inzwischen mit Vergnügen bemerkt, daß seine Lene hübsch war und immer lieblicher wurde, und obgleich er tief darunter gelitten, daß er in seinem Weibe nur das Weibchen gefunden, dachte er bei seiner Tochter doch nur an eine Entwicklung in diesem Sinne.

Die wird den Männern schon in die Augen stechen und Anwerth finden, dachte er, aber die Werbung sollte — und darin gipfelte sein sittliches Gefühl — zu einer gesetzlichen, unauflöslichen Verbindung führen. Je eher sie unter die Haube kam, um so lieber sollte es ihm sein, denn er konnte sterben oder ihn sonst etwas treffen. Um die Jungen war ihm nicht bange, nur um das Mädel. Es bleibt etwas Schreckliches für einen Vater, so ein armes Ding allein zurück zu lassen in einer verdorbenen Welt.

Und wenn die Lene, seiner Meinung nach, auch zehn Mal gescheidter als ihre Mutter war, ohne männliche Stütze würde sie sich niemals zurecht finden, denn „Weib bleibt Weib", pflegte er zu sagen, „und das besitzt keine Erfahrung, keinen Muth und überhaupt kein logisches Denken."

Und dieser gute Mann und logische Denker that sein Möglichstes, um diese Fähigkeiten, wären sie auch vorhanden gewesen, im Keime zu ersticken, um so sein Kind der Gefahr gegenüber, die er kannte und fürchtete, in seiner ganzen Wehrlosigkeit zu erhalten.

So ward auch Lene in die landläufigen Formen hineingezwängt und absichtlich in jener Unwissenheit und Unerfahrenheit groß gezogen, die bei der Jungfrau dem Manne so reizend erscheinen, und dem Ideal entsprechen, das er nach seinen Wünschen sich selbst geformt hat. Sie erschien rührend in ihrer Unschuld, unaufgeklärt über alle Beziehungen des sozialen Lebens und gänzlich unwissend über diejenigen des Weibes zum Manne.

Unbekümmert, in fröhlicher Gedankenlosigkeit wuchs sie empor. So erschien sie dem Vater liebenswerth und bequem, so würde sie es auch dem Gatten sein.

Sie war frühzeitig aus der Schule genommen worden, damit sie nicht durch den Umgang mit anderen Mädchen verdorben werde. Die Mutter meinte, der Vater, der so furchtbar viel wisse und gelernt habe, werde sich's angelegen sein lassen, ihr die sogenannte höhere Bildung beizubringen. Der Vater aber schob sie der Mutter zu.

An ihr sei es, das Mädchen, das bisher wie ein Knabe gelebt habe, mit ihren weiblichen Berufspflichten bekannt zu machen.

Aber Frau Röder war viel zu ungeduldig und konfus, um eine gute Lehrmeisterin abzugeben.

Sie arbeitete unermüdlich vom Morgen bis in die Nacht, aber planlos und ohne Verständniß

Sie vermochte nichts zu erklären oder anzuordnen, grau blieb ihr die Theorie, aber ebensowenig verstand sie, ihr Töchterchen praktisch heranzubilden.

„Ehe ich Der jeden Handgriff erst lange zeige, mache ich's lieber gleich selbst," pflegte sie zu sagen. „Ich halte mich nur unnütz auf, und schließlich kann ich, was sie zusammen pfuscht, nicht einmal brauchen."

So wurde, was immer die Kleine anrührte, ihr von der ungeduldigen Mutter wieder aus der Hand gerissen. Nein, da zusehen, wenn sich Eine so ungeschickt anstellte, das war ihr nicht gegeben.

Die Frau hatte auch ihren Dünkel und es kitzelte ihre Eitelkeit, ihr Töchterchen einzuschüchtern, um ihr ihre Unfähigkeit in Dingen, in denen sie selbst exzellirte, recht fühlbar zu machen.

Aber Lene grämte sich darüber nicht allzusehr. Sie überließ der Mutter die Arbeit und begnügte sich in aller Herzens-Fröhlichkeit das Unnützeste zu thun oder gar nichts.

Immer blieb ihre Thätigkeit eine zwecklose und ungeregelte. Sie las gerne, aber ohne Auswahl Alles, was ihr in die Hand fiel: die Schulbücher der Brüder, die schlechten Romane der Mutter und die Zeitungen des Vaters, so daß in diesem jungen, phantasievollen Kopfe die wunderlichsten und unwahrsten Vorstellungen vom Leben und von den Menschen sich zu entwickeln begannen.

Glücklicherweise erziehen sich die Kinder, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, selbst und unter einander; am besten die Mädchen an den Knaben. So war es auch hier der Fall. Lene war unter ihren etwas jüngeren Brüdern kecklich aufgewachsen und zeigte sich furchtlos und kühn, so daß sie wegen ihrer Knabenhaftigkeit oft gescholten wurde.

Das wurde ein wenig besser, als ein neuer Nachbar Thür an Thür hier eingezogen war. Es war Konrad Ebner mit seiner Mutter. Er war Lithograph und in einer renommirten Anstalt beschäftigt. Die Mutter führte die Wirthschaft und suchte durch Zimmervermiethen sich einen kleinen Nebenerwerb zu beschaffen.

(Fortsetzung folgt.)